

0003

ZUR ERINNERUNG

AN

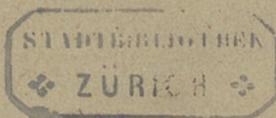
HERRN ALT-PFARRER

FERDINAND VETTER

VON

STEIN AM RHEIN

1811—1888



FRAUENFELD

J. HUBERS BUCHDRUCKEREI

1888.

ZUR ERINNERUNG

AN

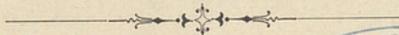
HERRN ALT-PFARRER

FERDINAND VETTER

VON

STEIN AM RHEIN

1811—1888



FRAUENFELD

J. HUBERS BUCHDRUCKEREI

1888.

(Gesprochen am Grabe,
19. September 1888.)

*Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd, des Regens satt;
Als noch diess Blatt war grün und neu,
War mein ein Vater lieb und treu.*

*O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat diess Blatt, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.*

(Nach Uhland.)

Ave pia anima!

Von der Erde bist du genommen; zur Erde sollst du wieder werden.

(Genesis 3, 19.)



(Gelesen in der Kirche.)

FERDINAND VETTER ist geboren am 23. Mai 1811 zu *Neunkirch* als das jüngste Kind des dortigen Pfarrers *Johann Konrad Vetter*, Bürgers von *Stein a. Rh.*, und der *Luise Katharina*, gebornen *Zandt*. Die Familie, und in seinen jungen Jahren der Vater selbst, hatte früher in *Stein* gewohnt, das im Jahre 1803 von *Zürich* an *Schaffhausen* übergegangen war. Der steinische Präzeptor und nachmalige neunkirchische Pfarrer *Vetter*, der sich um das Schul- und Kirchenwesen des Kantons sehr verdient gemacht hat, war nicht nur der Erste seiner kleinbürgerlichen Familie gewesen, der sich den höheren Studien zuwandte, sondern auch der Erste, der in *Schaffhausen*, ohne Bürger der Stadt zu sein, zur geistlichen Laufbahn gelangte. Es wird versichert, dass auch der Sohn das noch habe zu empfinden gehabt.

Mit seinen vier ältern Schwestern, von welchen drei heute bereits dem Bruder im Tode vorangegangen sind, wuchs der Knabe auf in der strengen aber gesunden und frohgemuten Zucht eines Pfarrhauses, in welchem neben ererbter Frömmigkeit die belebenden erzieherischen Grund-

sätze Campe's und Pestalozzi's herrschten. Der Unterricht des Vaters und der Schule, das kleinstädtische Landleben des Ortes, der freie Umgang mit Altersgenossen bildeten sein empfängliches Gemüt. Mit mehreren seiner Jugendgespielen hat ihn treue Freundschaft lebenslang verbunden.

Durch den häuslichen Unterricht ward der Knabe so weit gefördert, dass er sofort von Neunkirch weg das sogenannte Collegium humanitatis zu *Schaffhausen* beziehen konnte. Seine Neigung galt unverrückt dem Berufe des Vaters, dem Predigtamte, worin die damalige höhere Bildungsanstalt Schaffhausens die künftigen Pfarrer, wenigstens die Nichtschaffhauser, oft bis an die Schwelle des geistlichen Amtes selbst förderte. Der Jüngling warf sich mit Eifer auf die vorbereitenden sowie auf die eigentlichen Fachstudien und gewann sich nebenbei die dauernde Freundschaft mancher Gleichstrebenden; mit einem grössern, für die vaterländischen und turnerischen Ideale der Zeit begeisterten Kreise von Altersgenossen brachte ihn der neulich gegründete Zofingerverein in Verbindung. In der damaligen Jugend herrschte der Geist Körners und Arndts und der unterdrückten Burschenschaften. Der junge Theologe war keine stürmische Natur, aber empfänglich für die damals in Deutschland und der Schweiz vielfach verkannten Gedanken der aufstrebenden Jugend aus den Tagen der Freiheitskriege, dabei in seiner Neigung zu körperlicher Uebung und Abhärtung, besonders zu rüstigen Fusswanderungen, ein tätlicher Jünger der Lehren Jahns und seiner schweizerischen Genossen.

Die Wanderjahre unseres Verstorbenen brachten ihm reichen Zuwachs von Anschauungen und Anregungen. Sie beschränkten sich, seinen Verhältnissen und denen der Zeit entsprechend, auf den Besuch eines kleinen Theiles von Deutschland; aber der junge Kandidat lernte doch die damals berühmtesten Theologenschulen, *Tübingen* und *Berlin*, kennen. Mit besonderer Wärme hat er insbesondere zeitlebens der geistvollen Vorlesungen der grossen Theologen Neander und Schleiermacher gedacht, wenn ihn auch später die kirchlichen Verhältnisse im Vaterlande und persönliche Lebenserfahrungen die religiösen Anschauungen des Letztern nicht mehr völlig teilen liessen. Ausserhalb des Kreises der eigentlichen Fachstudien gaben der Norweger Hendrik Steffens und der lebenswürdige und geistreiche Geograph Karl Ritter unvergessliche Anregungen.

Dem jungen Manne, der nach abgeschlossener Studienzeit, grösstenteils zu Fuss, aus Deutschland in die Schweiz zurückkehrte und am 6. März 1834 die Ordination zum Predigtamte empfing, eröffnete sich anfangs keine Stellung, um so weniger, als ihn damals ein hartnäckiges Halsleiden beim Sprechen hinderte. Doch bot sich ihm eine ansprechende Tätigkeit in seiner allerengsten Heimat, an der Seite des eigenen Vaters, als dessen halb privater Gehilfe er in *Neunkirch* bis zu Neujahr 1837 wirkte. Ein schönes halbes Jahr verbrachte er sodann, nun völlig erstarkt, als Vikar an dem lieblichen Ufer des Zürchersees, in *Oberrieden*. Im Herbst desselben Jahres erhielt er den Ruf, die neulich errichtete Pfarrei *Osterfingen* zu übernehmen, in der er

bereits gleichsam Heimatrecht hatte, da sie früher Filiale von Neunkirch gewesen. Der Antrag war nicht glänzend; aber wenn der sechsundzwanzigjährige Vikar in die regelmässige Laufbahn eines schaffhauserischen Pfarrers einmünden wollte, so durfte er nicht ablehnen. Das freundliche Tälchen zwischen Buchen- und Rebenhügeln, nur eine kleine Stunde vom Vaterhause entfernt, ward nun sein Wohnort für das erste Dutzend Jahre seiner pfarramtlichen Wirksamkeit. Er blieb noch halb ein Mitglied der väterlichen Familie in Neunkirch, die freilich in jenen Jahren durch die Verheiratung der Schwestern gleichzeitig verwaiste und sich freundlich erweiterte, und i. J. 1840 den besorgten und wohlwollenden Vater verlor. Die verhältnissmässige Jugend des Sohnes, seine schwache Stimme und sodann persönliche Verhältnisse mögen gleichmässig schuld gewesen sein, dass er, der sonst der natürliche Nachfolger des alten Pfarrers gewesen wäre, in der kleinen und geringen Pfarrei Osterfingen und ihrer mehr als bescheidenen Pfarrwohnung verblieb. Dagegen setzte er wenigstens an *einem* Punkte das Werk seines Vaters fort, indem er, als eifriger Musikfreund, das hauptsächlich durch den Pfarrer von Neunkirch bearbeitete neue schaffhauserische Gesangbuch zum Druck beförderte und mit seiner zierlichen Hand zu demselben das autographierte Chorallbuch zusammenschrieb, das bis in unsre Jahre in vielen Familien das ständige Hilfsbuch des häuslichen Gesanges gebildet hat.

Auch in der Tätigkeit, welche er als Schulinspektor des untern Klettgaus entfaltete und an welche sich ältere

Lehrer noch mit Vergnügen erinnern, trat er in die Fussstapfen seines Vaters, der als der eigentliche Begründer des Schulwesens in jener Gegend gelten konnte.

Aber auch in die Einsamkeit von Osterfingen drangen die Stürme des Tages. Die Dreissigerjahre waren für einen jungen Geistlichen von Vettters Richtung keine leichte Zeit. Er war — oder ward immer mehr — ein entschiedener Gegner des damals herrschenden Zeitgeistes, ein überzeugter Verfechter Dessen, was ihm Anlage und Bildungsgang als das einzig Wahre und Heilsame für Volk und Kirche gezeigt hatten. Die Straussische Bewegung in Zürich, die Geschichte des schaffhauserischen Antistes Hurter, in der er gelegentlich in versöhnlicher Mittelstellung erscheint, mochten ihm die Notwendigkeit eines ernstern kirchlichen Lebens in seinem Sinne nahelegen. Jedenfalls ward dem jungen Pfarrer auch in dem kleinen Osterfingen damals sein Amt nicht leicht; er hat immer von den Jahren nach dem Tode seines Vaters als der schwersten Zeit seines Lebens gesprochen. In einer Predigt, welche er später einmal vor der Synode in Schaffhausen gehalten hat*), bekennt er, wie auf die jugendliche Begeisterung für seinen hohen Beruf auch bei ihm eine Zeit der Ernüchterung und Entmutigung gefolgt sei, wo ihm geschiene, er sei ein unnützer und untauglicher Knecht und wolle hinweg aus seinem Amte.

*) „Warum evangelische Prediger es wagen, ihr Amt auch jetzt ganz getrost fortzusetzen.“ Synodal-Predigt, gehalten in Schaffhausen am 3. Mai 1849. Schaffhausen, Alexander Beck & Sohn.

Zu solchen gewiss nur vorübergehenden Stimmungen kam aber als schwerster Schlag das tiefe Leid, das ihn nach kurzem bräutlichem Glücke durch den Tod einer innig geliebten und jugendlich blühenden Verlobten traf. Sie ward ihm entrissen, als bereits die Hochzeit festgesetzt und der Wegzug von Mutter und Schwester nach der Vaterstadt schon fast im Gange war. Die Aufzeichnungen, die er damals hier in seiner Heimatstadt an dem Kranken- und Sterbelager seiner Braut gemacht, zeigen neben dem Ausdruck einer mühsam aber siegreich errungenen Ergebenheit eine Tiefe des Schmerzes, aus welcher nur eine neue grosse Liebe ihn wieder erheben konnte.

Und diese Liebe *ward* ihm, von einer Seite, woher er sie damals nicht ahnen konnte. Ein halbes Jahr später, im Frühling 1841, trat er mit der Familie eines toggengurgischen Industriellen und Volksmanns in engste verwandtschaftliche Beziehungen, indem er dem Verwitweten in der Kirche zu Osterfingen die eigene jüngste Schwester antraute; wiederum ein Jahr später war dessen Tochter aus erster Ehe seine Braut. Am 2. August 1842 konnte er seine ebenso durch äussere wie durch innere Vorzüge ausgezeichnete Frau *Rosalie*, geb. *Raschle*, in seine Gemeinde und in sein Pfarrhaus einführen, wo seit dem Tode des Vaters auch die bereits betagte Mutter wohnte.

Von nun an verlief sein Leben, wenn auch bei seiner immer noch bescheidenen Stellung nicht ohne Sorgen jeder Art, doch ohne wesentliche Erschütterungen. Seinem stets mehr auf innerliche Vertiefung als auf äusserlichen Erfolg

gerichteten Wesen genügte sein bescheidener Wirkungskreis; weitere Ansprüche nach aussen machte er nicht; im Hause aber war ihm an der Seite der gleichgesinnten, tief gemüthlichen und endlos aufopferungsvollen Gattin ein Glück beschieden, wovon Zeugen und eigene Aufzeichnungen (diese bisweilen in poetischem Gewande) in beredter Weise sprechen. Acht Kinder, vier Söhne und vier Töchter, gingen im Verlaufe der Zeit aus dieser Ehe hervor; sie sind sämtlich noch im Leben und bezeugen, umgeben von neunzehn lebenden Enkeln, heute freudig und schmerzlich zugleich, was sie der treuen und liebevollen Erziehung ihrer Eltern zu danken haben.

Im März 1851 vertauschte der nun Vierzigjährige die Pfarrei Osterfingen mit der ziemlich entfernten Gemeinde *Dägerlen*. Die Besetzung dieser zürcherischen Pfarrei gehörte nämlich von den Zeiten des Klosters Allerheiligen her den schaffhauserischen Behörden zu, und Pfarrer Vetter war und blieb von da an Mitglied der beiderseitigen Ministerien. Dägerlen war ebenfalls eine kleinere, aber verhältnismässig mühsame Pfarrei, die fünf einzelnen Dörfchen derselben weit zerstreut, Pfarrhaus und Kirche in zwei verschiedenen Ortschaften gelegen. Eine ziemlich ausgedehnte Landwirtschaft, die erst 1862 beim Uebergang an Zürich von der Pfründe abgelöst ward, gab mancherlei neue Arbeit, verlieh aber zugleich dem häuslichen Leben manchen neuen Reiz und brachte manche innigere Berührung mit der ausschliesslich bäuerlichen Bevölkerung. Diese suchte er nicht bloss mit geistiger Nahrung

zu versehen, indem er z. B. ein Verzeichniss der in den Häusern vorhandenen Bücher anlegte und sich für die Gemeinde eine kleine Leihbibliothek anschaffte; er sorgte während der teuren Zeit nach 1850 auch nach Kräften für die leiblichen Bedürfnisse der Armen, indem er billige Nahrungsmittel wie Mais und Reis im Grossen bezog und zum Ankaufspreise abgab.

Pfarrer Vetter erwarb sich auch in diesem seinem neuen Wirkungskreis viele Freunde unter Amtsbrüdern und Gemeindeangehörigen, wenn es freilich auch, besonders in der Gemeinde, an Gegnern nicht fehlte und die Spaltung der zürcherischen Kirche in zwei feindliche Lager ihm manchen Kummer — doch wohl kaum je einen Feind — machte. Er hatte seinen Platz aus voller Ueberzeugung auf der streng bibelgläubigen Seite und stund im gegebenen Falle weit entschiedener zu seiner Meinung, als man es seiner sonst milden und zurückhaltenden Natur wohl zugebraut hätte. Zeugniß dessen ist die Synodalpredigt „Wer ist Jesus?“, die er im Jahr 1863 in der Peterskirche zu Zürich gehalten hat*, sowie die Unterzeichnung der Kundgebung, welche anlässlich der Angriffe Vögelins und Anderer um jene Zeit eine Minderheit von einigen siebenzig zürcherischen Geistlichen, unter grosser Anfechtung von gegnerischer Seite, zu Gunsten des apostolischen Glaubensbekenntnisses erliess. Auch in seinen sonn- und festtäglichen Predigten fehlte es nicht an scharfen Angriffen der Gegner

* „Wer ist Jesus?“ Predigt über Matth. XVI, 13—17, gehalten vor der Synode in Zürich am 6. Oktober 1863. Zürich, Friedrich Schulthess.

in Staat und Kirche. Aber was darin Allen wohltat, war die liebevolle Wärme, die den Prediger sichtlich für den ihm über Alles teuren Beruf beseelte und die sich auch der Zuhörer-schaft mittheilte. Seine Festpredigten waren auch aus benachbarten Ortschaften viel besucht, und wenn sein schwaches Organ ihm die Uebernahme einer grössern Gemeinde verbot, so reichte seine Wirksamkeit doch mehrfach über die Grenzen seiner kleinen Pfarrei hinaus. Er war insbesondere der lang-jährige Vorsteher der kleinen Genossenschaft, welche zu Anfang der Sechzigerjahre die Rettungsanstalt *Sonnenbühl* bei Wülflingen ins Leben rief. Die Besuche und Schulprüfungen in dem neuerrichteten schönen Hause auf der aussicht-reichen Höhe waren ihm stets eine liebe Erholung.

Im Jahr 1865 zog unser Verstorbener von Dägerlen nach dem benachbarten *Henggart*. Das freundliche Pfarrhaus auf dem grünen Rebenhügel, mit dem Blick auf die fernen Schneeberge, war recht eine Stätte für sein sinniges, sonniges Wesen. Hier waren ihm, nachdem er gleich zu Anfang eine schwere Krankheit glücklich überstanden, noch zehn Jahre ruhigen Wirkens in einer kleinen aber sehr anhänglichen Gemeinde und im Schosse seiner heran-wachsenden Familie vergönnt. In diesen bisher nie ge-störten Kreis riss erst der Tod der allgeliebten Mutter und Grossmutter, welcher im Jahre 1868 kurz vor An-tritt ihres neunzigsten Lebensalters erfolgte, eine Lücke; ein Jahr darauf musste der Vater, von jeher ein opfer-freudiger Freund der Heidenmission, eine Tochter nach dem fernen Indien ziehen lassen.

Zunehmende Brustschwäche, die namentlich die Festzeiten zu Tagen schwerer Last machte, legte inzwischen dem Sechziger mehr und mehr den Gedanken eines Rücktritts von seinem Amte nahe, zumal nun die Mehrzahl seiner Kinder das elterliche Haus verlassen hatte und ihm zugleich die ganze Richtung der Zeit seinen Beruf immer mehr zu erschweren begann. Es war ihm schmerzlich zu sehen, wie Volk und Kirche in seiner Umgebung vielfach andere Wege giengen als die ihm die einzig richtigen schienen und welche ferner zu weisen ihm die Kraft oft zu fehlen begann. Er sah sich nach einem friedlichen Alterssitze um, und das Schicksal fügte es freundlich, dass eben das ehemalige Amthaus und Kloster in seiner Vaterstadt sich ihm als solchen bot. Im Frühjahr 1875 siedelte er in die Stadt über, wo seine Vorfahren seit vielen Geschlechtern als ehrsame Handwerker und Schulmeister gewohnt. Er öffnete die künstlerisch geschmückten Räume seines Hauses den zahlreichen kunstfreundlichen Besuchern und machte zuvorkommend selbst den Führer; daneben beschäftigten ihn Arbeiten zur Geschichte der Vaterstadt, von welchen diejenige über die Zerwürfnisse zwischen Stein und Zürich im Jahr 1784 im Druck erschienen ist. Die Neuordnung des städtischen Archivs besorgte er mit der ihm eigenen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit.

Der heitere Lebensabend, welcher so dem Greise in seiner alten Heimat zu Teil ward, brachte ihn als Bewohner des Klosters in vielfach anregenden Verkehr mit Freunden der Kunst und des Altertums. Die Antiquarische

Gesellschaft in Zürich ernannte ihn infolge der Erwerbung des Gebäudes, welches vorher in seinem künstlerischen Bestande gefährdet schien, zu ihrem Ehrenmitgliede. Auswärtigen Forschern hat er zuvorkommend und verständnisvoll aus dem hiesigen Archive Mittheilungen gemacht.

Die scheinbar neugekräftigte Gesundheit des Siebzjährigen erlitt einen schweren Stoss durch den Tod seiner treuen Lebensgefährtin, welche am 30. September 1881, nach fast vierzigjähriger Ehe, einer langandauernden Krankheit endlich erlag. Der Witwer erlangte niemals wieder seine volle körperliche Frische. Im September 1884 traf ihn der erste Schlaganfall, und seither neigte sich seine Kraft dem Ende zu. Vier Jahre lebte er unter vielfachen Schwankungen seines Zustandes dahin; doch verlor der Körper zusehends an Beweglichkeit, der Geist an Lebendigkeit der Auffassung und an klarem Urtheil in den Dingen des täglichen und geschäftlichen Lebens, unter denen ihm insbesondere die Verwaltung des Klosters immer mehr zur schweren Bürde ward. Aber was sich gleich blieb, auch auf dem letzten Krankenlager — wenigstens in dessen lichterem und leichterem Zeiten —, das war seine Freundlichkeit und Milde, die er in allen Angelegenheiten, familiären wie auswärtigen, bis in die jüngsten Leidensstage hinein betätigt hat. Am vergangenen Freitag und Samstag hatte er die letzten Augenblicke des Bewusstseins; er erkannte die herbeigeeilten Kinder und konnte noch mit sichtlichem Danke sagen, dass er keine Schmerzen habe. Seine letzten zusammenhängenden Worte hatten

gezeigt, dass seine Gedanken bei Dem weilten, der ihm Kern und Stern des Lebens gewesen war. Sein letzter Lebenstag, der 16. September, traf auf den eidgenössischen Betttag; es hätte ihn, dem dieser Tag immer ein besonders ernster und wichtiger war, gefreut zu wissen, dass er sein Todestag werden sollte. Am Abend dieses Tages schloss er die gütigen Augen für immer; sein Ende war mild wie sein Leben.



Der teure Hingeschiedene war in seinem innersten Wesen eine eigentlich *priesterliche* Natur, ein Mann der strengen Ueberzeugung in Wort und Wandel, der unbedingten, ja starren Grundsätzlichkeit in allen Dingen, aber zugleich der unbegrenztesten Güte und Geduld gegen alle Menschen. Ein Freund der Familie, auf dem eigentlichsten Lebensgebiete des Verstorbenen sein entschiedener Gegner, der von ihm auf und unter der Kanzel wiederholt mit grosser Schärfe ist angegriffen worden, bezeugt uns bei Anlass seines Todes, dass die Gestalt dieses Greises für ihn „immer etwas besonders Ehrwürdiges gehabt habe.“ „Eine Zeit, von der wir uns nach unserer ganzen Bildung und nach der Stellung zu den persönlichen Fragen des Lebens weit getrennt fühlen, trat mir in ihm in einer Milde und Reinheit entgegen, wie selten sonst.“ — Dieses priesterliche Wesen war vielleicht nicht zeitgemäss, aber es war echt und achtungsgebietend; es hat vielleicht nicht Jedem zugesagt, aber es hat Keinen je verletzt. Er hat

während seiner Amtstätigkeit streng darauf gehalten, dass am Sonntag Niemand der Seinigen reise oder auch nur einen Brief absende: man verstund das, wenn man sah, wie ernst und heilig ihm selbst dieser Tag war. Und dabei hatte diese Natur so viele gemüthliche und menschliche Seiten, die ihm die Liebe seiner Gemeindeglieder und seiner nähern und fernern Umgebung überall in hohem Maasse gewannen. Er war freilich nicht, was man so nennt, ein guter Gesellschafter; er hat sogar von Genüssen solcher Art eine ziemlich geringe Meinung gehabt; aber ein guter Freund, ein liebevoller Bruder, vor Allem ein treuer und herzlich wohlwollender Vater ist er immer gewesen. Den verhältnissmässigen Wohlstand, zu dem er in seinen spätern Jahren gelangte, hat er nie anders angewandt als zum Besten seiner Kinder, von denen er drei Söhne auf Hochschulen, einen auf dem Polytechnikum studieren liess, sowie zum Wohle seiner Gemeinden und der manigfachen Liebeswerke, in denen sein frommer Sinn den christlichen Gedanken am vollkommensten verkörpert sah. In seinen sehr sorgfältig geschriebenen Rechnungen über die eingehenden Zinsen findet sich durchweg je ein Zehntel abgezogen: nur seine Gattin wusste, dass dieser Zehntel den stehenden Beitrag bedeutete, den er für religiöse Zwecke verwandte. Ohne viel Worte im Geringen treu zu sein, das war seine zweite, oder vielmehr seine erste Natur. In das politische Leben hat er sich, wenn er auch ein guter Bürger und Schweizer gewesen ist und in seinen kräftigeren Jahren keine Abstimmung versäumt hat, nie-

mals tätzlich eingemischt und z. B. auch in Zeitungen nie geschrieben als über religiöse Gegenstände; — durchaus nicht aus Mangel an Entschiedenheit oder fester Ueberzeugung, sondern wohl hauptsächlich aus einem ihm tief innewohnenden Billigkeitsgefühl, das ihn stets auch die Gründe und die Person des Gegners achten liess. Haben doch auch die abweichendsten Anschauungen von Söhnen und Schwiegersöhnen wohl bisweilen ihn betrüben, niemals aber das herzliche Verhältnis zu ihm stören können!

Wenn so den Verstorbenen seine ganze Anlage und Neigung auf kleine und kleinste Wirkungskreise hingewiesen hat, so hat er dafür die seltene Kunst verstanden, überall das Bild seiner Persönlichkeit voll auszuprägen und sich seine Umgebung in Uebereinstimmung mit seinem Wesen zu gestalten. Es war Einem wohl in seiner Nähe, in seinem Haus, seinem Garten, seinem Zimmer, weil man fühlte, dass es ihm selbst wohl war, dass seine wohlgeordnete Umgebung das Abbild seines wohlgeordneten Innern war.

Alle diese Eigenschaften ruhten auf dem Grund einer gewissen unverwüstlichen Kindlichkeit, die dem Hingeschiedenen bis in die letzten Jahre seines Lebens treu geblieben ist. Die Welt war für sein heiteres Auge durchaus einfach und klar; er kannte keine Rätsel des Daseins, ausser den Wundern, deren Ursprung und Erklärung zugleich ihm in der göttlichen Allmacht lagen, und die grossen Kämpfe der Zeit waren ihm von vorneherein und ewig giltig entschieden zu Gunsten des klaren und un-

verrückbaren göttlichen Weltplans. Sein Gottesglaube war von der alten naiven unreflektierten Art und sichtlich Eins mit seinem ganzen Geistesleben, wenn er auch, ausser in den häuslichen Andachten, den Namen Gottes im täglichen Verkehr kaum je ausgesprochen und ihn als blosser Redensart nie um sich geduldet hat. In diesem sichern Grundgefühl konnte er auch die ungeteilte Freude am Leben und insbesondere an der Natur haben, die ihn bis ins hohe Alter auszeichnete. Das harmloseste Scherzwort, das kindlichste Spiel konnten ihn vergnügen; das einfachste alte Lied, das er auf dem Klavier begleitete oder in schönen Abendstunden vor sich hinspielte (er war musikalisch wohlbegabt und hat manches kleine Freundesgedicht selbst in Töne gesetzt), war ihm das genussreichste Konzert. Wie in der Natur das geheimnissvoll sich entfaltende Wesen der Pflanzenwelt sein kindlich sinniges Gemüt am meisten anzog und ihn zum Studium anregte, so ward er auch, bis zunehmendes Alter es ihm verbot, nie müde, sich mit Kindern abzugeben und mit ihnen Kind zu sein. Die unzählbar oft gesehenen Aussichten vom Rebenhügel über seinem Dorfe, vom waldigen Burgberg über seinem letzten Wohnorte entzückten ihn immer aufs neue, und auf den Spaziergängen mit ihm war vollends seines Vergnügens, und damit auch der gegenseitigen Freude über tausend einfache und hundertmal geschaute Dinge kein Ende.

Doch — das Alles unterschied ihn ja nicht von ungezählten einfachen guten Menschen, und begründet keinerlei besondere Hervorhebung an seinem Grabe, die

gewiss auch ganz gegen den Sinn des bescheidenen Mannes wäre. Aber wer's erlebt hat, der sagt es heute gern, was ihm auch diese vielleicht gewöhnlichen Eigenschaften des Verstorbenen gewesen. Er selbst hat einmal in seiner Zürcher Synodalspredigt seinem Gefühle für den Stifter der christlichen Religion, der dem Einen der weiseste der Menschen, dem Andern der erhabenste Lehrer, dem Dritten die sittliche Blüte des menschlichen Geschlechtes sei, in den Worten Ausdruck gegeben, die das dankbare Kind am Grabe des Vaters, des „guten Mannes“, spricht: „*Und mir war er mehr!*“ Wer dem Verstorbenen nahe gestanden, darf es heute mit Wehmut und zugleich mit Freude sagen:

„Ach, sie haben
 Einen guten Mann begraben
 Und mir war er mehr!
 Träufte mir von Segen, dieser Mann,
 Wie ein milder Stern aus bessern Welten,
 Und ich kann ihm nicht vergelten,
 Was er mir getan!“

Nicht *vergellen* — nein! Aber auch nicht *vergessen!*
 Das Andenken des Guten bleibt gesegnet.

F. V.

